



24. Jahrgang.

Sonnenberg, den 14. April 1909. 17 084 c.
Die Polizei-Verwaltung.
Bucht, Bürgermeister,

Feierstunden.

□ □ □ □ Tägliche Unterhaltungsbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □

Nr. 95.

Samstag, den 24. April 1909.

24. Jahrgang.

Der Weltkrieg in den Lüften.

Original-Roman von Rudolf Martin.

(27. Fortsetzung.)

„Was nicht ist, kann ja noch werden“, meinte Vincent Wiesenbach. „Und ich will die Sache gerne fördern, wenn ich Gewißheit erlangt habe, daß nicht die enorme Steigerung der Grundstückswerte, die meinen Schwiegervater, den alten Köhler, fast über Nacht zum reichen Mann gemacht hat, die Ursache Deiner Liebe ist, sondern die Person meiner Schwägerin selbst.“

Als sie nun Schoppen auf Schoppen tranken, um das Wiedersehen zu feiern, erzählte Vincent von dem Telegramm an seine Schwägerin Lotte, welches er soeben aufgegeben hatte und von dessen Inhalt.

„Ihr seid Luxemburger und nicht deutsche Bürger“, entgegnete Karl Eduard Müller. „Da mag das alles angehen. Es ist aber doch nicht recht von Euch, daß Ihr Eure Schwägerin, die Deutsche ist, auf Veranlassung der französischen Regierung verleitet, etwas zu tun, was gegen das Interesse des eigenen Vaterlandes sein muß. Auch kann Eure Schwägerin schwer bestraft werden. Und das würde mir sehr leid tun. Die Polizei in Friedrichshafen ist furchtbar mißtrauisch. Ich bitte Euch dringend, im Interesse Eurer Schwägerin den Schritt wieder rückgängig zu machen. Als ich in die Schweiz befehlste, wollte ich nur meiner Firma die erste Nachricht zukommen lassen, und dachte wirklich nicht an die Möglichkeit, daß ich die Interessen des Staates verletzen könnte. In dem vorliegenden Falle ist aber gar kein Zweifel, daß Eure Schwägerin durch eine Beantwortung Eurer Anfrage sich der schwersten Strafe aussetzt.“

„Ich bereue es jetzt auch“, sagte Vincent. „Wir hätten nicht telegraphieren sollen. Aber wie soll ich diese Dummheit wieder gut machen? Es gibt ja gar keine schnelle telegraphische Verbindung, die nicht unter militärischer Kontrolle steht.“

„Ich weiß Rat“, warf Jacques ein. „Wir wenden denselben Weg an, wie für das erste Telegramm, und benutzen die drahtlose Funkentelegraphie des französischen Staates. Wir werden telegraphieren: „Dein Bräutigam Karl Eduard wünscht, daß die Antwort auf das erste Telegramm von heute nicht eher abgeht, als bis ein eigenhändiger Brief von ihm in Deinen Händen ist.““

Alle drei gingen nunmehr wiederum nach dem militärisch besetzten Telegraphenamt. Der von dem Kriegsminister selbst durch den Adjutanten instruierte Telegraphenvorsteher nahm das zweite Telegramm Vincent Wiesenbachs mit demselben Respekt an und versprach, auf ausdrücklichen Wunsch, die denkbar schnellste Beförderung an den Vertrauensmann in Rorschach.

Erleichtert atmeten die drei auf, denn es war klar, daß der Vertrauensmann in Rorschach beide Telegramme zur gleichen Zeit bekam und sich nicht vor Tagesanbruch auf das Schiff nach Friedrichshafen begeben würde. Als Vincent Wiesenbach zu seiner Frau kam, wagte er zunächst gar nicht einzugestehen, welche Torheit er begangen und was er zur Beseitigung dieses Schwabenstreiches veranlaßt hatte. Erst am nächsten Morgen berichtete er ihr die ganze Geschichte, aber so ziemlich in der umgekehrten Reihenfolge, um sie nicht unnötig aufzuregen. Vincent Wiesenbachs

(Nachdruck verboten.)

Nachtruhe war die denkbar kürzeste. Um 5 Uhr morgens bestieg er schon wieder einen Aeroplan und hatte in 20 Minuten die 13 Kilometer lange Strecke von Le Mans nach dem Camp Aubours zurückgelegt. Hier gab es außerordentlich viel zu tun. Nicht weniger als 500 Drachensflieger waren in fünf langen Reihen hintereinander aufgestellt und sollten unter seiner Oberaufsicht als Übungspferde in der Luft dienen. Tausende von französischen Soldaten wurden den ganzen Tag über in der Leitung eines Aeroplanes eingeübt. Daneben lernten sie die Rolle des Mitreisenden spielen. Auch das will in der Luft gelernt sein. Besonders schwierig ist es, die Behandlung des Maschinengewehres und des einfachen Infanteriegewehres auf dem Drachensflieger zu erlernen. Es ist klar, daß die Ladung eines Maschinengewehres nicht durch die obere Tragfläche nach oben geschossen werden darf. Auch das Photographieren vom Drachensflieger aus, welches für die Aufklärung von der größten Wichtigkeit ist, muß sorgsam eingeübt werden. Die richtige Handhabung des Torpedolanzierrohres ist eine wahre Kunst. Nur ein wirklich guter Fahrer und ein wirklich guter Torpedoverfer können zusammen einen vollen Erfolg garantieren. Es war eine übermenschliche Aufgabe, in wenigen Wochen Tausende von französischen Soldaten für die Handhabung eines Drachensfliegers auszubilden.

General Ferber war auch schon auf dem Übungsplatze in Aubours eingetroffen.

„Können Sie sich entsinnen“, so fragte Vincent Wiesenbach den Höchstkommandierenden der französischen Aeroplanflotte, „wie langsam und mühsam im Jahre 1908 Hr. Wilbur Wright den Grafen Lambert und die beiden anderen Piloten in der Handhabung seines Aeroplanes ausbildete. Und wir sollen Tausende gewöhnlicher Soldaten in dem zehnten Teile dieser Zeit zu vollkommenen Aviatikern heranbilden?“

„Das Interesse Frankreichs verlangt es und läßt uns keine Wahl“, entgegnete General Ferber. „Nachdem, was wir gestern von Ihnen gehört haben, müssen wir es für wahrscheinlich halten, daß der Deutsche Kronprinz schon am 5. Juni mit der deutschen Armée von Calais nach Dover zu fahren versucht. Wir sind entschlossen, mit allen in Nordfrankreich verfügbaren Drachensfliegern der deutschen Landungsarmee möglichst während des Aufstiegs in den Rücken zu fallen und sie gleichzeitig von der Flanke aus anzugreifen. Ich würde es mit besonderer Freude begrüßen, wenn Sie und Ihr Herr Bruder den Oberbefehl einer großen Abteilung von Drachensfliegern übernehmen wollten.“

„Wir sind Luxemburger und würden die Pflicht der Neutralität verletzen. Sollten wir in deutsche Hände fallen, so würden die Deutschen uns vielleicht noch aufknüpfen. Wir ziehen es daher vor, den Rahmen der industriellen Arbeit möglichst wenig zu überschreiten. Und ich habe den Wunsch, daß die Deutschen nie erfahren, in welchem Umfange ich mich hier der Ausbildung Ihrer Soldaten widme.“

(Fortsetzung folgt.)

Diskussionsabende sind in den verschiedensten Vereinen mit Erfolg gehalten worden. Eine zweite Aufgabe der Vereine ist der Zusammenschluß der studierenden Frauen mit den Vereinigungen der männlichen Studiengenossen. So stehen denn die Vereinigungen in freundschaftlichem Verkehr zu den Männervereinigungen: Freibund, Freie Studentenschaft, Wildenschaft. Mehrfach haben nun auch die Studentenvereine Mitglieder der weiblichen Organisationen in ihren Vorstand herangezogen. Ein gemeinsames Gebiet für die männlichen und weiblichen Studierenden sind die Arbeiter-Unterrichtskurse, die wohl für die Lehrenden nicht minder wertvoll sind, zu ihrer Charakterbildung und Reife beitragen, wie für die Lernenden. Zugleich mit den Fortschritten der Frauenbildung, mit Errichtung von Gymnasialkursen und der Zulassung von Mädchen zu Knabenschulen ist das Material der weiblichen akademischen Jugend ein wesentlich anderes geworden. Noch vor ca. 10 Jahren bestand es fast durchweg aus reiferen Menschen, die zumeist auf mannigfachen Umwegen und Kämpfen an die Universität gelangt waren — heute sieht man in überwiegender Zahl junge frische Menschen, die nach einer mühelosen Vorbereitung die Alma Mater beziehen durften. Gewiß ist das ein Vorteil; nur soll dieser Jugend immer wieder vor Augen gebracht werden, daß sie nicht verflachen möge, weil ihr kampfloser Sieg zuteil ward, daß sie nicht abseits stehen soll von den großen Kämpfen, die trotz der Fortschritte der Frauenbewegung noch für das weibliche Geschlecht durchzufechten sind, um volle Gerechtigkeit für die Frau als Mensch und als Staatsbürger zu erlangen.

Der internationale Kongress für Frauenstimmrecht, der am 26. d. M. in London beginnt, verspricht eine Kundgebung von ganz außerordentlicher Stärke und Bedeutung zu sein. Gerade in England, wo jetzt der Kampf um das Frauenstimmrecht so heftige und leidenschaftliche Formen angenommen hat, wird die Tagung, zu der alle Kulturländer der Erde ihre Delegierten schicken, von einem Leben und einem Interesse sein; wie es bei keiner vorangegangenen Veranstaltung der Fall war. Zu besonders interessanten Punkten des vorliegenden Programms gehören zweifellos die Ansprachen von Sarah Grand, der Vorsitzenden der Frauenstimmrechtsliga der Schriftstellerinnen, von Miss Emily Ford, die an der Spitze der Frauenstimmrechtsliga der Künstlerinnen steht, und von Miss Cicely Hamilton, die Vorsitzende der Frauenstimmrechtsliga der Schauspielerinnen ist. Nicht minder interessant dürfte der zum Schluß der Tagung veranstaltete große Begrüßungsabend der Männerliga für Frauenstimmrecht, der in den Räumen der Royal Society for British Artists stattfinden wird. Auch die Shakespeare-Viga hat die Delegierten zu einem besonderen Abenz geladen.

Das Ewig-Weibliche.

Wie man in der Ehe kauft. Ein englischer Statistiker hat es sich zum Vergnügen gemacht, genau Rechnung zu führen über die Zahl der Küsse, die er mit seiner Frau in den ersten zwanzig Ehejahren ausgetauscht hat. Im ersten Jahre waren es durchschnittlich hundert Küsse pro Tag, im ganzen also etwa 36 500. Im zweiten Jahre ging die Ziffer schon auf die Hälfte zurück, was immer noch fünfzig Küsse pro Tag macht; im dritten Jahre waren es nur noch zehn Küsse pro Tag, und im fünften Jahre waren sie bei zwei Küssen täglich angelangt, einem Morgen- und einem Gutenachtkuß, und dabei ist es in den fünfzehn Jahren auch geblieben. Vielleicht werden sich die beiden in Zukunft noch mehr bescheiden lernen und nur einen Kuß austauschen — an jedem Neujahr.

Giftmädchen. Die meisten großen wissenschaftlichen Entdeckungen sind von phantasiereichen Köpfen in oft recht merkwürdiger Art „vorentpfunden“ worden. Zu den allersehrstamsten dieser Vorentpfundungen gehört aber jene der modernen Lehre von dem Schutz gegen Krankheitsgifte durch systematisches Weinbringen des Giftes. Einige Völkerschaften kannten schon das Zynphen, ehe es bei uns eingeführt und wissenschaftlich begründet wurde, und schon im Altertum gab man mitunter Personen von Zeit zu Zeit Giftdosen ein, um sie „an das Gift zu gewöhnen.“ Damit im Zusammenhang herrschte übrigens noch eine andere, viel seltsamer berührende Ueberzeugung, die in einigen Gegenden sogar zu den merkwürdigsten Gebräuchen führte. So trankte man schöne Mädchen von Kindheit auf mit Schlangengift, in dem Glauben, daß sich ihre Natur dann jener der Schlangen näherte, und sie auf diese Art zu Nachahmern und dergleichen benutzt werden könnten. Ein solches Schlangengiftmädchen soll zum Beispiel Alexander dem Großen von der Königin von Äthiopien bereitet worden sein. Aristoteles warnte den König je-

doch, und als ein als Versuchssubjekt verwendeter verfleischeter Sklave wirklich durch die Schöne umkam, wurde sie enthauptet. Erzählungen von solchen Giftmädchen findet man bei zahlreichen Schriftstellern des Altertums und des Mittelalters, und die Anschauungen gingen nur insofern auseinander, als die einen meinten, eine solche Schlangenmaid werde schon durch einfache Berührung gefährlich, während andere behaupteten, daß nur ihr Biß töten könne. Besonderen Wert scheinen die indischen Herrscher auf diese Spezialität gelegt zu haben. Sie verfügten immer über eine stehende Armee von Giftmädchen, die im Kriege gegen Feinde verwendet wurde. Man suchte aber auch nach Schutzmitteln gegen derartige Uebersälle und fand sie eben in der Gewöhnung an das Gift. Besonders gut soll dies bei dem Sultan Mahmud Bigarra gelungen sein, der von 1459 bis 1511 das Reich von Gudscherat beherrschte. Der Portugiese Magellan — nach dem bekanntlich die Magellanische Straße genannt ist — erzählte darüber in einem Reisebericht: „Da es unter den mohammedanischen Fürsten üblich war, einander durch Gift aus dem Wege zu räumen, so suchte Mahmuds Vater seinen Sohn durch methodisch gesteigerte Giftnahrung gegen solche Anschläge zu sichern. Davon wurde dieser selber so giftig, daß eine Fliege, die seiner Haut nahe kam, sofort aufschwoll und starb.“ Nach Mandeville werden auf einigen Inselgruppen im fernen Osten die Töchter der Eingeborenen, ehe sie in den Ehestand eintreten, erst auf ihre Giftigkeit untersucht. Von den Frauen auf Areta ging früher die Sage, daß sie alle giftig wären und ihre Männer, wenn diese ihnen Nimmer bereiteten, nicht selten durch Bisse töteten. Vielleicht hängt damit auch der noch heute in Italien sehr verbreitete Glaube an den „bösen Blick“ zusammen — im Orient hält man ja häufig auch den Schlangengift für giftig. Ein Giftmädchen soll auch dem Böhmenkönig Wenzel II. den Tod gebracht haben.

Eigentümliche Korsetts. Eigentlich waren schon die Frauen der alten Griechen und Römer im Besitze eines „Schnürleibs!“ Dieser bestand in Tuchbändern, die von zwei über die Schultern laufenden Lederstreifen in der gewünschten Höhe und Lage gehalten wurden. Diese Art, die Brust einzubinden, erlebte dann in der Zeit des Empire gewissermaßen ihre Auferstehung. Vorher aber, und zwar im 16. Jahrhundert, kam die von Venedig herübergeholte Mode auf, den Oberleib in einen eisernen Panzer einzupressen, der so schwer war, daß ihn manche Frauen gewiß kaum zu tragen vermochten! Beim Anblick der wenigen Panzerkorsetts, die sich in einigen unserer Museen befinden, überläßt unsern Rücken ein Schauern und Gruseln! Aber noch eine sonderbare Art von Korsetts gibt es. Der Forschungsreisende W. A. Aud fand sie bei den Bororoindianern in Brasilien, wo die jungen Frauen ihren Leib mit — der Rinde eines Baumes einschnüren. O. P.

Die Frau im Ausland.

Deutsche Frauen in Südwestafrika. Seit im Mai 1898 die erste mit einer Reisebeihilfe der Deutschen Kolonialgesellschaft unterstützte deutsche Frau nach Deutsch-Südwestafrika übersiedelte, hat die Deutsche Kolonialgesellschaft bis heute 700 deutsche Mädchen und Frauen freie Ueberfahrt in unsere Siedlungskolonie gewährt. Das heißt mit anderen Worten, seit länger denn einem Jahrzehnt ist durchschnittlich alljährlich mindestens eine Deutsche weiblichen Geschlechts in den Genuß dieser durch die Deutsche Kolonialgesellschaft gewährten Förderung getreten. Im Monat Januar 1909 haben elf deutsche Frauen und Mädchen die Reisebeihilfe bewilligt erhalten. Seit dem Erlöschen des Aufstandes gehen naturgemäß die Gesuche um die Reiseunterstützung besonders zahlreich ein. Aber auch schon bis zum Jahre 1904 hatten sie rund zweihundert weibliche Personen erhalten.

Das Gesetz über gleiches Erbrecht des weiblichen Geschlechts, das von der Oskobrienpartei bei der russischen Reichsduma eingebracht worden ist, erregt bei der mohammedanischen Fraktion Bedenken, da es den Vorschriften des Korans widerspricht. Die Abgeordneten haben sich daher an ihre Wähler gewandt und daraufhin in zahlreichen Zuschriften ihre Bedenken bestätigt erhalten. Es dürfte das wohl nicht der einzige Fall sein, in dem die in grauer Vorzeit in das Religionsbuch aufgenommenen bürgerlichen Gesetzesbestimmungen mit dem heutigen bürgerlichen Recht in Widerspruch stehen. So gestattet zum Beispiel der Islam die Vielweiberei, während der moderne Staat sie überall verbietet.

Wiesbadener Frauenspiegel.

□ □ □ □ □ Wochenbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger. □ □ □ □ □

Die Frau in der Wissenschaft.

Die Verdienste der beistehend abgebildeten Prinzessin Therese von Bayern um die Wissenschaft sind hinreichend bekannt. Sie wurden neuerdings in hervorragender Weise durch die französische



Regierung gewürdigt, die der Prinzessin, der einzigen Tochter des Prinzregenten Luitpold, die goldenen Palmen und damit den Titel eines Officier de l'Instruction publique für wertvolle geographische und naturwissenschaftliche Arbeiten verliehen hat.

Die Ehescheidung in Frankreich.

Ueber die brennende Frage der Ehescheidung in Frankreich schreibt Paul Margueritte-Paris in den „Dokumenten des Fortschritts“ (Verlag Georg Reimer-Berlin). Die wesentlichsten Argumente, die man gegen die Ehescheidung ins Feld führt, sind folgende:

Man sagt, daß die Scheidung die Familie zerstöre, welche die Basis der Gesellschaft sei. Auch eine kranke, eine zerstörte und eingestrenkte Gemeinschaft sei besser als keine.

Das Gegenteil ist der Fall: Nichts hat mehr das gesellige und das Familienleben Frankreichs vergiftet als die Ausartung der Ehe zu stummer Resignation, oder was weitaus häufiger ist: zu Lüge und Betrug. Der Ehebruch tritt an die Stelle der Ehescheidung und wird von der öffentlichen Meinung, eben, weil er nur zu oft unerträgliche Ketten bricht, geduldet und wohlwollend betrachtet. Wie viel höher steht Amerika, das einer unerträglichen Ehe ein rasches Ende zu bereiten erlaubt!

Ein anderer Einwand gegen die Ehescheidung nennt diese die Wegbahnerin zur freien Liebe. Eine solche Entwicklung könnte doch aber erst möglich sein, wenn die Ehe in keiner Weise mehr zur Versorgung der Frau notwendig ist, wenn alle ökonomischen Konsequenzen derselben fallen, wenn sie bloß ihrem wahren und eigentlichen Zweck, dem Glück und der Fortpflanzung der Gattung dient.

Das dritte übliche Argument gegen die Ehescheidung besagt, daß sie für die Kinder verderblich sei; nur kinderlosen Ehepaaren sei sie zu gewähren.

Möge es demgegenüber genügen, festzustellen, daß nichts für Kinder moralisch verderblicher ist, als den Zwiespalt ihrer Eltern mit anzusehen.

All diesen Argumenten liegen in Wahrheit die bewußte oder unbewußte Anhänglichkeit an alte Traditionen und der heute noch mächtige Einfluß der Kirche auf die Gemüter zugrunde. Nach mannigfachen Wandlungen des Ehescheidungsproblems beschloß

die französische Kammer im Jahre 1884 auf Antrag von Alfred Raquet die Wiedereinführung der Ehescheidung. Die Kirche kämpfte dagegen, da sie bekanntlich in der Ehe ein Sakrament erblickt, das fürs Leben bindet. Der französische Staat stellte ihr die Betrachtung der Ehe als eines Kontraktes zwischen beiden Ehegatten entgegen. Aber die republikanische Mehrheit der Kammer hat diesen Gedanken doch nicht vollständig verwirklicht. Sie hat die Ehescheidung auf Antrag eines Ehegatten (unter Anführung freier, vom Richter zu würdigender Gründe), wie sie in der Schweiz besteht, nicht ins französische Gesetz aufgenommen, ja nicht einmal die Ehescheidung im Einverständnis beider Gatten, wie sie in Belgien besteht, zugelassen.

Eine Erweiterung der Ehescheidungsgehegung nach schweizerischem und belgischem Vorbild ist also zunächst anzustreben. Daneben ist zu verlangen, daß Ehescheidungsangelegenheiten von besonderen Schiedsgerichten (Familiengerichten) behandelt und entschieden werden, und nur die materiellen Interessen dem Urteil der ordentlichen Gerichte unterstehen. Daß aber jedenfalls bis zur Verwirklichung dieser Forderung Ehescheidungsprozesse in nicht öffentlicher Sitzung verhandelt werden und so aufhören, öffentliche Skandale zu sein.

Schon heute ist in Frankreich die Entwicklungstendenz zu liberaler Entfaltung der Ehescheidungsgehegung unüberkennbar. Zwei Erfolge der Agitation in allerletzter Zeit betreffen das. Zunächst die Beseitigung jener Bestimmung, welche im Falle der Scheidung wegen Ehebruchs die Verheiratung des schuldigen Ehegatten mit seinem Mitschuldigen untersagt.

Ein zweiter wichtiger Fortschritt ist das kürzlich angenommene Gesetz, daß die Trennung von Tisch und Bett nach drei Jahren auf Verlangen eines der beiden Gatten, ohne daß ein Widerspruch möglich wäre, zur völligen Ehescheidung werden läßt. Aber noch bestehen die lächerlichen Paragraphen des Strafgesetzes in Beziehung auf Ehebruch, noch jener furchtbare Paragraph, welcher die Tötung des schuldigen Gatten, wenn auf frischer Tat ertappt, gestattet.

Winnen kurzem wird im Parlament der Antrag Violettes zur Verhandlung gelangen, welcher sich mit der Scheidung im Einverständnis beider Ehegatten befaßt; ein sehr gemäßigter Gesetzesvorschlag, da er eine Frist von zwei Jahren bis zum Ausspruch definitiver Entscheidung vorsieht. Alle die, welche der Gesellschaft gesunde Entwicklung und ihren Gliedern Stärke, Glück und Freiheit sichern, welche Wahrheit an Stelle von Heucheleien setzen wollen, müssen für Fortbildung der Ehescheidungsgehegung eintreten.

Frauen von heute.

Deutsche Studentinnen. Im Jahre 1897 entstand in Berlin die erste Vereinigung studierender Frauen. So viel Neues haben die seither verfloßenen 12 Jahre gebracht, daß die Schwierigkeit dieser ersten Vereinigung, die vor allem noch ein Zusammenschluß war, um die Berechtigung des akademischen Bürgerthums zu erlärnen, als weit, weit rückliegend erscheinen. Mit dem neuen Jahrhundert blühten dann die Studentinnenvereine, und 1906 konnte ein Verband der Vereine studierender Frauen Deutschlands zusammentreten. Er umfaßt 12 Vereine: Berlin, Heidelberg, Bonn, Leipzig, Marburg, Freiburg, Jena, München, Würzburg, Königsberg und Greifswald. Der Vorort wechselt alle zwei Jahre, so daß jeweils einer der genannten Vereine an der Spitze des Verbandes steht; doch ist eine ständige Auskunfts-Zentrale in Berlin eingerichtet. Die Studentinnenorganisationen sollen einestheils ihren Angehörigen wirtschaftlich nützen, sie haben Auskunftsstellen für Wohnungen, Mittagstische, Pensionen, es besteht ein Verein zur Gewährung zinsfreier Darlehen an studierende Frauen, eine Unterstützungskasse für mittellose Studentinnen, und es sind fernerhin allerhand Sport- und Wandergruppen entstanden, die auch gesundheitlich von Wert sind. Auch die Geseßlichkeit wird von den Studentinnen gepflegt, Feste, künstlerische Darbietungen, Theateraufführungen, ferner auch Vortrags- und

Im schwankenden Kahn.

Roman von Anna Wahlenberg.

(28. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich würde Ihnen so gern für den heutigen Abend richtig danken“, fuhr sie fort, „aber ich kann es nur, indem ich Ihnen Lebewohl sage. Sie sind der einzige hier im Hause, von dem ich Abschied nehme.“

Eine zarte Hand streckte sich ihm entgegen.

„Was, Sie reisen fort?“ jagte er, indem er ihre Hand ergriff. „Und so in aller Heimlichkeit?“

„Ja, morgen mit dem ersten Zuge. Ich hoffe, daß da noch niemand wach ist.“

Es erschien ihm gleich so selbstverständlich, daß sie es tat. Dieses kleine, empfindliche, schwache Wesen konnte sich ja nicht anders verteidigen. Aber ihre Flucht war auch berechtigt. Sie ließ stolz alles im Stiche, Heim, Zukunft und Ruf, und ging ohne ein Wort ihrer Wege. Mit deutlicherer Verachtung konnte sie ihnen nicht zeigen, daß sie nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben wollte.

„Daran tun Sie meiner Treu recht“, sagte er. Sie sind ein tapferes kleines Mädchen.“

Der billigende Blick und ein fester Händedruck sagten ihr noch kräftiger, daß er ihre Handlungsweise gut fand, und von neuem jagte eine Freudenthau durch ihr Herz.

„Leben Sie wohl“, sagte sie, „leben Sie wohl und Dank für heute.“

Ihre Hände trennten sich; sie lief durch den großen Steinflur die Treppe hinauf und verschwand in der Dunkelheit, während er noch ein paar Augenblicke stehen blieb und ihr nachsah.

Es erschien ihm als eine der größten Naturwidrigkeiten, daß so ein kleines, weiches, schufloses Menschenkind ganz einsam in die Welt hinaus wandern sollte.

Es war sieben Uhr morgens, als Ada, die Reisetasche in der Hand, sich aus ihrem Zimmer hinab und aus dem Hause schlich. Die Tür zum Speisezimmer stand offen, man räumte dort auf, aber niemand sah sie. Nicht einmal der Gärtner, der ein Beet umgrub, warf ihr einen Blick zu, und so kam sie zur Station, ohne auf dem ganzen Wege einem Menschen zugenickt zu haben. Sie hatte Ewangelund so lautlos verlassen, wie sie es gewünscht hatte.

Auf den Bahnsteig gelangt, blieb sie überrascht stehen. Jemand kam ihr mit einem Rosenstrauß in der Hand entgegen, und dieser jemand war Eben Grabe, dem sie glaubte am vorhergehenden Tage für immer Lebewohl gesagt zu haben.

„Sie sind wirklich meinerthalben gekommen?“ fragte sie, indem sie sich über die duftenden Rosen beugte und wieder aufschah.

„Nein, ich kam, um zu sehen, ob der Zug wirklich so zeitig abgeht“, antwortete er.

Er trug ihre Tasche, half ihr ein Billett besorgen, und als der Zug kam, suchte er rasch das leerste Kupee und verschaffte ihr einen Fensterplatz.

Eine Minute plauderten sie durch das herabgelassene Fenster. Dann setzte der Zug sich in Bewegung und Eben Grabe lehnte um, noch mit dem Bilde eines glücklichen jungen Gesichtes vor Augen. Er hatte es nie so glücklich gesehen wie gerade jetzt, wo sie einer ungewissen, vielleicht sorgenvollen Zukunft entgegenfuhr. Während er heimwärts wanderte, mußte er denken, ob das nicht dessen natürlichster Ausdruck war, obgleich das Leben ihm keinen anderen geben wollte. Am besten kleidete er es wenigstens, ja so gut, daß er nie einen schöneren und holderen Mädchenkopf gesehen zu haben meinte, als den, der, von dem Kupeefenster eingegrahmt, eben an ihm vorbeigeflogen war.

Dreizehntes Kapitel.

Ein eingeschriebener Brief!

Ada sah da und betrachtete das inhaltsschwere Kuvert, das sie beim Frühstückstisch bekommen, aber aus Furcht vor all den

neugierigen Blicken nicht zu öffnen gewagt hatte, bevor sie in ihrem eigenen Zimmer war.

Seit mehreren Tagen wohnte sie hier in der Pension, und als Antwort auf einige Zeilen an Ruth mit Dankagungen für die auf Ewangelund verbrachte Zeit und auf die Angabe ihrer Adresse hatte sie ihren Koffer und die übrigen Sachen zugesandt bekommen, ohne eine geschriebene Zeile. Dieser Brief, den sie im Begriffe war, zu öffnen, kam jedoch aus Ewangelund, das sah sie am Poststempel, und die Handschrift erkannte sie auch. Aber er rührte nicht von Ruth, sondern vom Oberst, und als das Kuvert aufgeschnitten war, fiel ihr Blick auf zwei große Banknoten, die sie nervös fortstob, um den Brief zu lesen. Er lautete:

Liebe Ada!

Du hast uns verlassen, ohne Abschied zu nehmen, sogar ohne ein geschriebenes Wort, und ich weiß nicht, wie ich das deuten soll. Daß du dich in den letzten Tagen gequält fühltest, mußte ich ja sehen, ohne es hindern zu können. Aber war es so arg, daß du Ewangelund nie mehr wiedersehen magst, oder darfst ich hoffen, daß du in Zukunft, unter günstigeren Verhältnissen wieder herkommen willst?

Es ist vielleicht am besten, wenn du jetzt nicht darauf antwortest. Es würde vielleicht ein unaviderussliches Nein werden. Lieber will ich Monate oder Jahre warten. Aber ich habe das Gefühl, als hätte ich ein großes Unrecht an dir begangen, als hätte ich dich von Haus und Heim verjagt, und darum darfst du es mir nicht abschlagen, das anzunehmen, was ich dir heute schide und was ich dir weiter schiden werde, bis deine Zukunft in der einen oder anderen Weise gesichert ist. Das mußt du mir gestatten, wie immer du gegen mich gestimmt bist, ob du geneigt bist, mich wiederzusehen oder nicht, denn du kannst nicht wollen, daß ich mit quälenden Gewissensbissen herumhe. Danke mir nicht und erwähne nichts davon. Ich tue ja nur meine Pflicht, nichts anderes. Aber wenn du mir einmal, falls du Lust hast, mit ein paar Worten sagen wolltest, daß du keinen Groll gegen mich hegst, weil ich in dein Schicksal eingegriffen habe, würde mir das eine große Erleichterung sein und dich zu nichts verpflichten.

Dein stets ergebener Freund . . .

Und dann kam die Unterschrift in großen, kräftigen Zügen.

Sie sah lange mit dem Briefe in der Hand da und dachte darüber nach. Es war so leicht zwischen den Zeilen von all der Unruhe und Sehnsucht zu lesen, die sich nicht zeigen durfte. Er wollte sie nicht veräugen, darum unterdrückte er alles, was er gern gesagt hätte.

Wie sollte sie nun handeln?

Sie wußte nicht, woher es kam, aber sie verweilte nicht mehr so gern wie früher bei dem Gedanken an das sonnige Leben, das ihr zuteil werden könnte, wenn sie sich nur entschloß, die Hand auszustrecken. Es stieg ihr einen gewissen Widerwillen ein.

Die einzige Antwort, die sie zustande brachte, waren einige Zeilen, in denen sie in einer Weise dankte, die allerdings kurz war, aber doch, wie sehr sie sich auch bemüht hatte, gemessen zu sein, recht warm klang; sie fügte eine Andeutung hinzu, daß sie keine weiteren Sendungen annehmen wollte, daß er sich ihrerthalben nicht weiter zu beunruhigen brauchte, denn sie hätte begründete Aussicht, bald ein neues Heim zu finden.

Dieses Heim zu suchen, war auch in den nächsten Tagen ihre ausschließliche Beschäftigung. Von frühmorgens an lief sie, von Zeitungsanzeigen geführt, fremde Treppen hinauf oder antwortete schriftlich. Aber das Resultat ließ auf sich warten, und je den Abend legte sie sich äußerst müde und bekümmert nieder.

Eines Morgens in der Frühe, bevor sie noch ausgegangen war, wurde sie in den Salon gerufen.

Auf dem Sofa saß Eben Grabe. Sobald er Ada erblickte, sprang er auf und ging ihr entgegen.

„Sie hier! . . . Wie schön!“ rief Ada, und ihre glückstrahlende Miene schloß jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Begrüßung aus.

(Fortsetzung folgt.)